

Schriften des Initiativkreises
katholischer Laien und Priester in
der Diözese Augsburg e.V.



Heft 36

Muss der Volksaltar sein?
Die Bedeutung der Zelebration
zum Herrn hin

Pfarrer Erwin Reichart

Die Initiativkreise katholischer Laien und Priester in den Diözesen bemühen sich in vielfältiger Weise um die Verbreitung und Verteidigung der Lehre der katholischen Kirche nach den Weisungen der Päpste und der mit ihnen verbundenen Bischöfe.

Bezugsadresse:

Helmut Volpert
Spielermoos 3
88161 Lindenberg
Tel.: 08381/2326
Fax: 08381/940215
E-Mail: volpert@ik-augsburg.de

Herausgeber:



Initiativkreis kath. Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.

Bankverbindung:

Raiffeisenbank Landsberg, BLZ 700 916 00, Konto-Nr.: 58 11 520

Spenden auf das angegebene Konto sind steuerlich abzugsfähig.

Wir bitten Sie um Verständnis, dass Sie nur bei Spenden über Euro 50.- bzw. auf ausdrücklichen Wunsch und bei Angabe Ihrer vollständigen Adresse eine Spendenquittung erhalten.

2. überarbeitete Auflage 2004

Muss der Volksaltar sein?
Die Bedeutung der Zelebration
zum Herrn hin

Pfarrer Erwin Reichart

Inhaltsangabe

Einleitung	6
Wie kam es zum sogenannten „Volksaltar“?	6
Die unberechtigte Berufung auf das Konzil	8
Die Rechtslage seit dem 2. Vatikanischen Konzil	9
Aber hat nicht Jesus selbst beim letzten Abendmahl zum Volk hin geschaut?	11
Die Ausrichtung beim Gebet im Allgemeinen	13
Die Bedeutung der Ostung für uns Christen	15
Das Opfer zum Herrn hin	19
Der philosophische Hintergrund und seine Auswirkungen	21
Gemeinsam unterwegs: die Wegekirche	25
Noch einige soziologische und psychologische Argumente	30
Ausblick	34
Anmerkungen	37

Einleitung

Das Thema „Volksaltar“ ist immer noch derart tabuisiert, dass man weitgehend nicht sachlich darüber diskutieren kann. Der Volksaltar gehört zu den „Super-Dogmen“¹ der Nachkonzilszeit. Wer den Volksaltar in Frage stellt, wird sogar als Konzilsgegner gebrandmarkt.

Doch in letzter Zeit ist ein Umdenken unübersehbar. Der Anstoß kam vor allem von höchster Seite und mit tiefsinnigen überzeugenden Argumenten, von Kardinal Ratzinger selbst, so dass man heute ein kritisches Hinterfragen des Volksaltars nicht mehr abtun kann. Vor allem in seinem vielbeachteten Buch „Der Geist der Liturgie“ stellt Ratzinger ausführlich die Bedeutung der Zelebration zum Herrn hin heraus. Die Wiederentdeckung der traditionellen Gebetsrichtung ist für ihn ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einem neuen liturgischen Aufschwung.

Man traut kaum den Augen, wenn sogar eine Zeitschrift der Liturgischen Institute Deutschlands, Österreichs und der Schweiz als „Diskussionsthema für den Sachausschuss Liturgie“ unter der Überschrift „Körperliche Ausdrucksformen“ Folgendes schreibt: „Besondere Bedeutung kommt einer stimmigen Gebetsrichtung zu. Der der Gemeinde zugewandte Vorsteherstuhl und die Position der Mikrofone haben weithin dazu geführt, alle Texte mit Blick zur Gemeinde zu sprechen. Dabei kommt leicht aus dem Blick, dass sich jedes Gebet an Gott richtet. Eine bewusste Hinwendung zum Kreuz oder zum Altar auf der Seite der Gemeinde – etwa in Wortgottesdiensten und Andachten – kann viel dazu beitragen, Gebete als solche deutlicher erfahrbar zu machen und damit das Mitbeten zu erleichtern“ (Gottesdienst, 2001, Nr. 4, 29).

Wie kam es zum sogenannten „Volksaltar“?

Unter dem Wort „Volksaltar“ verstand man ursprünglich in Klosterkirchen den Altar fürs Volk am Eingang zum Chorraum der Mönche. An diesem Altar, den man auch Kreuzaltar nennt, zelebrierte der Priester natürlich wie überall zum Herrn hin (z. B. heute noch in der Klosterkirche zu Ottobeuren).

Heute versteht man unter „Volksaltar“ ausschließlich einen Altar, an dem der Priester dem Volk zugewandt die hl. Messe feiert.

Eingeführt wurden die Volksaltäre u. a. mit dem Argument, dass es in der Frühzeit der Kirche Volksaltäre gegeben habe und man nun zu dieser Praxis zurückkehre.

1987 stellte der Regensburger Liturgiewissenschaftler Klaus Gamber in seinem Buch „Zum Herrn hin“ fest: Beim Volksaltar handelt es sich „zweifellos um eine Neuerung“. „Es läßt sich ... mit Sicherheit nachweisen, dass es sowohl in der Ost- als auch in der Westkirche nie eine Zelebration ‚versus populum‘ (zum Volk hin) gegeben hat, sondern stets ein Hinwenden beim Gebet nach Osten, ‚ad dominum‘ (zum Herrn hin)“.²

Der Volksaltar „geht vielmehr auf Martin Luther zurück“, der 1526 schreibt: „in der rechten Messe unter eitel Christen müsste der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volk kehren ... Nun das erharre seiner Zeit.“³

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass sich in der evangelischen Kirche die Volksaltäre kaum verbreiteten, während sie ausgerechnet in der katholischen Kirche fast die Regel geworden sind.

Um 1800 forderten extreme Aufklärungstheologen auf Grund falscher theologischer Ansichten den Volksaltar.⁴

Manche Geistliche in der liturgischen Bewegung vor dem 2. Vatikanischen Konzil propagierten und praktizierten bereits in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Gruppengottesdiensten die neue Stellung des Priesters am Altar.⁵

Die Zelebration „versus populum“ war bis zum 2. Vatikanischen Konzil nicht erlaubt, wurde aber von zahlreichen Bischöfen z. B. bei Jugendgottesdiensten stillschweigend geduldet.

1947 lehrte Papst Pius XII in seiner bedeutenden Liturgie-Enzyklika „Mediator Dei“, dass „der vom rechten Weg abirrt, der dem Altar die alte Form der Mensa (des Tisches) wiedergeben wollte“ (n. 49).

Eine Vorreiterrolle für das 2. Vatikanische Konzil und die liturgische Entwicklung spielte 1960 der Eucharistische Weltkongress in München.⁶ Der Volksaltar war in den Referaten offensichtlich kein eigentliches Thema. Der Münchner Stadtpfarrer und spätere Weihbischof Ernst Tewes betonte nur, dass der Altar die Mitte der Gemeinde ist.⁷

Setzt man diesen Gedanken in den Kirchenbau um, sagt das aber im Grunde noch nichts über die Gebetsrichtung des Priesters. Doch in der Praxis des Weltkongresses wurde der Volksaltar einfach eingeführt und den Bischöfen und Gläubigen aus aller Welt als liturgischer Fortschritt vor Augen gestellt. Die weitverbreitete offizielle Dokumentation zum Eucharistischen Weltkongress zeigt sicherlich bewußt mehrere ganzseitige farbige Fotos von Bischöfen, die zum Volk hin zelebrieren.⁸

Die unberechtigte Berufung auf das Konzil

Trotz all dem hat das 2. Vatikanische Konzil den Volksaltar nicht einmal erwähnt, geschweige denn in irgend einem Beschluss empfohlen oder gar vorgeschrieben.

Die Konzilsväter mahnten sogar zur Vorsicht: „Schließlich sollen keine Neuerungen eingeführt werden, es sei denn ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche verlange es“ (SC 23).

Einflussreiche Kreise vermittelten aber mit großem Erfolg einen ganz anderen Eindruck. Es wurde eine Stimmung erzeugt, in der der Volksaltar geradezu zum Markenzeichen und Symbol des Konzils wurde. Wer es wagte, weiterhin am Hochaltar zu zelebrieren, geriet in den Verdacht, ein Konzilsgegner zu sein und galt als hoffnungslos rückständig. Wer liest schon all die vielen Texte des Konzils? Auch die meisten Pfarrer glaubten der Propaganda. Jahrzehntlang berichteten die Kirchenzeitungen, dass da und dort wieder gemäß den Erfordernissen der Liturgiereform ein Volksaltar eingebaut und geweiht worden sei.

Ein Beispiel, das sich noch 1997 ereignete: Nachdem der alte, noch am Hochaltar zelebrierende Pfarrer einer Ostallgäuer Pfarrei in den Ruhestand ging, wurde in die wenige Jahre zuvor schön renovierte neuromanische Pfarrkirche ein moderner Volksaltar aus Stein eingebaut. Dazu musste man den Fußboden aufschlagen und die Kommunionbank und mehrere Kinderbänke entfernen: also ein schwerer Eingriff in die Raumharmonie einer stilreinen, denkmalgeschützten Kirche. Es regte sich Widerstand im Ort. Daraufhin wurde an alle Haushalte ein vom Pfarrer, Kirchenpfleger und Pfarrgemeinderatsvorsitzenden unterzeichnetes Informationsblatt verteilt, in dem es heißt:

„Der Volksaltar ist ein Ausdruck des 2. Vatikanischen Konzils und des neuen Liturgieverständnisses, gleichzeitig aber auch ein Rückbesinnen auf die Zeit der ersten Jahrhunderte der Christenheit; ab dem Mittelalter musste sich der Priester vor den Altar stellen und dem Volk den Rücken kehren. So wurde gleichsam eine Scheidewand zwischen Priester und Volk aufgerichtet. Gottesdienst ist aber nicht eine Sache, die der Priester isoliert von der Gemeinde für die Gemeinde tut ... Sie soll zusammen mit dem Priester feiern und das Opfer Christi darbringen. Das kann nur geschehen, wenn der Priester und die Gemeinde eine Gemeinschaft bilden.“

Wer will da noch gegen den Volksaltar sein? Trotzdem blieben einige unbeugsam und schrieben hilfesuchend dem Bischof. Der Sekretär antwortete, dass es „sicherlich verständlich“ ist, dass der neue Altar „für manche Gemeindemitglieder ... gewöhnungsbedürftig ist ... Theologisch entspricht er ganz und gar den Vorgaben des Meßbuchs ...“ Letzteres ist aber nur die halbe Wahrheit. Wäre es nicht richtig gewesen zu sagen, dass der Volksaltar weder theologisch, noch kirchenrechtlich, noch finanziell (ca. 20 000,- Euro) unbedingt notwendig gewesen wäre? Müssten in einer wunderschönen stilreinen Kirche nicht wenigstens denkmalschützerische Erwägungen ernst genommen werden?

Es ist wie ein Zwang! Scheinbar um jeden Preis wird in die wertvollsten stilreinen Kirchen und sogar Kapellen ein Volksaltar eingebaut – selbst wenn der Altarraum viel zu klein ist und sich Priester und Ministranten kaum noch bewegen können. Man scheut sich nicht einmal den Altartisch des Hochaltars abzusägen.

Nicht übersehen sollte man, dass die Initiative für den Einbau von Volksaltären in der Regel nicht vom Volk ausgegangen ist.

Die Rechtslage seit dem 2. Vatikanischen Konzil

Wie gesagt, das Konzil erwähnte nicht einmal den Volksaltar. 1964 äußerte sich die römische Ritenkongregation in der Instruktion „Inter Oecumenici“ über die Gestalt von Altären in Neubauten, wobei in einem Nebensatz die Möglichkeit der Messfeier zum Volk hin angesprochen wird: „Der Hauptaltar soll freistehen, damit man ihn ohne

Schwierigkeiten umschreiten und an ihm, der Gemeinde zugewandt, die Messe feiern kann“ (n. 262).

In der maßgebenden Einführung zum neuen Messbuch heißt es dann in abgeschwächter Weise: „Für gewöhnlich soll eine Kirche einen freistehenden ... Altar haben, damit man ... an ihm, der Gemeinde zugewandt, die Messe feiern kann.“⁹

Ein neuer Altar soll also für gewöhnlich freistehend sein; aber selbst an einem freistehenden Altar kann der Priester zum Volk hin oder genauso auch zum Herrn hin die hl. Messe zelebrieren.

Übrigens setzt der Papst selbst in dieser Hinsicht ein deutliches Zeichen. Er hat weder in seiner Hauskapelle im Vatikan noch in seiner Sommerresidenz Castell Gandolfo einen Volksaltar. Mit den Bischöfen aus der ganzen Welt und mit ungezählten anderen hohen Gästen feiert er tagtäglich die hl. Messe zum Herrn hin.

Ob man überhaupt in alte Kirchen einen Volksaltar als zusätzlichen Altar einbauen soll, ist nicht nur aus künstlerischer Sicht, sondern auch aus theologischer Sicht sehr fragwürdig! Denn im Altarraum soll nur ein Altar stehen. Der Altar ist ein Symbol für den einen Herrn, Jesus Christus.

Bedeutsam ist, dass die Reformer der Messliturgie nach dem Konzil das Zelebrieren der erneuerten hl. Messe zum Volk hin sogar als Ausnahme betrachtet haben. So heißt es in den Rubriken des neuen Messbuches z. B. bei der Wandlung: Der Priester „verneigt sich ein wenig (außer wenn er dem Volk zugewandt steht)“.¹⁰

In der Praxis ist es jedoch so, dass ein Priester, der es wagt, zum Herrn hin zu zelebrieren oder gar einen Volksaltar zu entfernen, unter ungeheuren Druck gerät.¹¹ Würde er statt dessen eine wichtige Glaubenswahrheit öffentlich leugnen (z. B. die Messe als Opfer, das Amtspriestertum oder die Jungfrauengeburt), hätte er die Massenmedien und leider auch einflussreiche kirchliche Kreise hinter sich. Wir leben in einer Zeit, in der die Wahrheit unterdrückt wird.

Aber hat nicht Jesus selbst beim letzten Abendmahl zum Volk hin geschaut?

Beim Letzten Abendmahl war kein Volk anwesend, sondern nur die Apostel. Außerdem hat Jesus die hl. Messe innerhalb des jüdischen Paschamahles eingesetzt, so dass von der äußeren Gestalt her keine klare Trennung zwischen Paschamahl und hl. Messe zu ziehen ist.

Vor allem darf man nicht vergessen, dass das Letzte Abendmahl nicht für sich allein betrachtet werden darf. Die Worte „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird“ hat Jesus am Tag darauf am Kreuz verwirklicht. Wir sind bei der hl. Messe also nicht nur im Abendmahlssaal sondern auch auf dem Hügel Golgota vor dem Kreuz Jesu Christi.

Kardinal Ratzinger schreibt: „Dieser Analyse der Mahlgestalt ist nun freilich hinzuzufügen, daß die Eucharistie der Christen mit dem Begriff Mahl überhaupt nicht zulänglich beschrieben werden kann. Denn der Herr hat das Neue des christlichen Kultes zwar im Rahmen eines jüdischen (Pascha-)Mahles gestiftet, aber nur dies Neue und nicht das Mahl als solches zur Wiederholung aufgetragen.“¹²

Aber selbst wenn die hl. Messe ein einfaches Nachspielen des Letzten Abendmahles wäre, dann würde der Priester nicht gegenüber den übrigen Anwesenden sitzen. Denn die antike Sitzordnung war eine ganz andere: Im Altertum wurde „der gemeinschaftliche Charakter eines Mahles ... gerade durch die gegenteilige Anordnung betont, nämlich durch die Tatsache, dass alle Teilnehmer sich auf der selben Seite des Tisches befanden.“¹³ Der Vorsitzende eines Mahles saß also in der frühchristlichen Zeit niemandem gegenüber, sondern alle saßen oder lagen auf einer Seite eines sigma- oder hufeisenförmigen Tisches.

Zudem ist noch zu bedenken, dass der Priester in der hl. Messe ja nicht einfach Jesus darstellt wie ein Schauspieler. Der Priester handelt zwar „in persona Christi“, er spielt aber nicht wie ein Schauspieler Jesus. Christus bringt durch den Priester die Gebete und das Opfer der Gläubigen dem himmlischen Vater dar. Der Priester ist einerseits das „Werkzeug Christi“, andererseits aber ist er zugleich mit allen Gläubigen der arme Sünder, der zusammen mit ihnen hilfeschend auf Christus schaut! Der Bezugspunkt für die Gläubigen und den Priester ist

nicht er selbst, sondern Christus – gegenwärtig unter den Gestalten von Brot und Wein.

„Liturgie ist Werk Gottes oder sie ist nicht“, schreibt Kardinal Ratzinger einmal.¹⁴ Und der Bischof von Basel, Kurt Koch, meint dazu: „Für das ... Liturgieverständnis ist es deshalb von entscheidender Bedeutung, dass der auferweckte und erhöhte Christus das eigentliche Subjekt der Eucharistie und der eigentliche Zelebrant ist.“¹⁵

Der neue Katechismus der Katholischen Kirche lehrt: „In einer Liturgiefeier ist die ganze Gemeinde Liturge, ein jeder gemäß seiner Aufgabe“ (Nr. 1188). Es gibt also nach katholischem Verständnis kein Gegenüber von Priester und Volk, sondern nur eine verschiedene Ausübung des einen Priestertums Jesu Christi.

Wenn der Priester am Volksaltar steht, als ob er Christus spielen würde, dann verstellt er damit gerade den Blick auf Christus. Er soll als armseliger Mensch zurücktreten, damit Christus deutlich werden kann. Für den Priester muss das Wort des Johannes gelten: „Ich aber muss abnehmen ...“

Je dominanter der Priester am Altar wird, desto weniger scheint Christus in der hl. Messe durch. Die große Dichterin und Konvertitin Gertrud von Le Fort sagte einmal: Der Priester hat am Altar kein Gesicht.

Seine Person tritt auch dadurch zurück, dass er sich mit einem Messgewand verhüllt. Auf dessen Rücken war fast immer ein Kreuz gestickt, das unmissverständlich an den eigentlichen Zelebranten erinnerte: Christus, den Gekreuzigten.

Bischof Kamphaus aus Limburg, der nicht gerade als konservativ gilt, erklärte auf dem Augsburgener Priestertag am 30. 5. 1997 „Zum Dienst des Priesters“: „Wenn wir das, was wir als Priester tun, ernst nehmen, dann dürfen wir auch nichts anderes als transparent für Christus und Durchgangsstation für ihn sein. Dann müssen wir die Menschen da, wo wir am dichtesten mit ihnen zu tun haben, sie ganz und vorbehaltlos an Christus abgeben. In der Liturgie und Sakramentenspendung werden die Menschen an Christus übereignet. Liturgie ist nicht nur oder vor allem Verbundenheit, Vertrautsein miteinander, sondern das innere Zurücktreten, das Abgeben, die bewusst eingehaltene Distanz. Liturgie als Feier des Handelns Gottes an uns.“ Wie weit ist das von

der heutigen liturgischen Realität entfernt! Der folgerichtige weitere Schritt wäre nun zuzugeben, dass der Volksaltar den Priester genau in diese falsche Haltung drängt.

Kardinal Ratzinger schreibt in seinem Buch „Salz der Erde“: „Ich glaube hier ist eine Art von Klerikalismus entstanden ... Dem Priester wird in Person eine Wichtigkeit zugemessen, er muss es geschickt machen können und muss das alles gut darstellen können. Er ist das eigentliche Zentrum der Feier“ (S. 187).

Von daher wird auch verständlich, warum man heute immer noch mehr die Gottesdienste gestalten will und dabei Themen behandeln muss: Der Priester bzw. seine Mitarbeiter müssen ständig etwas bieten, sonst ist die hl. Messe nichts. Wenn er einerseits als der Wichtigste der hl. Messe erscheint, andererseits aber nichts bietet, dann wirkt die hl. Messe wertlos. Deswegen kommen viele Gläubige heute nur noch zur Kirche, wenn irgend etwas „Besonderes los ist“. Dass der in jeder hl. Messe gegenwärtig werdende Herr Jesus Christus unendlich mehr wert ist als jede noch so schöne äußere Gestaltung, begreifen viele Christen heute nicht mehr.

Die Ausrichtung beim Gebet im Allgemeinen

Aber steht nicht im Petersdom oder in anderen römischen Basiliken seit alters her ein Volksaltar?

Das ist ein Missverständnis! Der Zelebrant feiert die hl. Messe an diesen Altären nur scheinbar zum Volk hin; in Wirklichkeit hat er diese Stellung am Altar, weil er beim Gebet nach Osten gewendet sein soll. Der Petersdom und einige andere Kirchen sind entgegen der kirchlichen Regel aus bautechnischen Gründen nach Westen ausgerichtet worden. Den Christen war aber die Gebetsrichtung nach Osten so wichtig, dass sie trotzdem beim Gebet nach Osten – also Richtung Eingang – beteten. Später standen die Gläubigen seitlich und im Laufe der Zeit schauten sie zum Altar, während sich der Zelebrant weiterhin nach Osten – zum Eingang – ausrichtete. Auf diese Weise wurde es schließlich als Zelebrieren zum Volk hin missverstanden.¹⁶

Es ist ganz natürlich, dass sich der Mensch dem zuwendet, mit dem er spricht. Dementsprechend ist es ganz logisch, dass sich der betende

Mensch nicht einem Mitmenschen zuwendet, sondern z. B. einem Bild oder einem Heiligtum, das der Gläubige mit Gott in Verbindung bringt.

Der gläubige Moslem richtete sein Gotteshaus, die Moschee, und sein Gebet ursprünglich nach Jerusalem und später bis heute konsequent und streng immer nach der Stadt Mekka aus.

Der fromme Jude schaut beim Gebet in Richtung der hl. Stadt Jerusalem bzw. in Jerusalem zum Allerheiligsten des Tempels, dem Ort der besonderen Gegenwart Gottes.¹⁷ In der Synagoge wendet sich der Rabbi beim Gottesdienst zusammen mit den Gläubigen zum Thora-Schrein hin, „der die verlorengegangene Bundeslade (des Tempels) vertritt“. Kardinal Ratzinger zeigt auf, dass es einen ganz nahtlosen und konsequenten Übergang von der jüdischen zur christlichen Gebetsrichtung gibt.

An Stelle des Tempels tritt der auferstandene Herr Jesus Christus, der nun der neue Tempel für uns Menschen ist:¹⁸ „Reißt diesen Tempel nieder, in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten ... Er aber meinte den Tempel seines Leibes“ (Joh 2, 19 - 21). Die im Osten aufgehende Sonne symbolisiert den auferstandenen Herrn.

Aber es gab auch bei den Juden in der Antike neben der „später allein beherrschenden Tradition des Gebets nach Jerusalem“ auch das Gebet nach Osten hin, so dass gerade das Judentum eine Erklärung für die Entstehung der christlichen Gebetsausrichtung nach Osten liefert. Es war „ein Prozess gegenseitiger Beeinflussung: Als Reaktion auf die im Christentum beliebter werdende Gebetsostung setzte sich im Judentum die Ausrichtung nach Jerusalem durch, wodurch wiederum die Ostung im Christentum Boden gewann“.¹⁹

„Spätjüdische und frühchristliche Traditionen ... bezeugen eine starke Verbundenheit mit der Symbolik der Sonne.“ Philo von Alexandrien beschreibt die Gebetsitten einer Gemeinschaft „asketisch-philosophisch orientierter Juden im Ägypten der Zeitenwende ..: Wenn die Nacht zu Ende geht, stehen sie das Gesicht und den ganzen Körper nach Osten gewendet und, sobald sie die Sonne aufgehen sehen, erheben sie die Hände zum Himmel und bitten um einen guten Tag, um Wahrheit und klare Erkenntnis“²⁰.

Im Christentum hat in diesem Zusammenhang der Osten einen ganz wichtigen Stellenwert. Wann immer es machbar ist, werden die Kirchen nach Osten orientiert, so dass die Gläubigen in diese Richtung beten. In einem christlichen Friedhof werden die Verstorbenen auch heute noch vielfach so beerdigt, dass sie nach Osten schauen. Bei frühzeitlichen Grabfunden, kann man sofort erkennen, ob es sich um Christen handelt, wenn die Bestatteten nach Osten ausgerichtet sind.

Die Bedeutung der Ostung für uns Christen

Auch beim Betrachten der hl. Schrift zu diesem Thema zeigt sich ein nahtloser Übergang vom Alten zum Neuen Testament:

Das Paradies befand sich nach dem Buch Genesis im Osten. Das Allerheiligste des Tempels schaute nach Osten.

Im Psalm heißt es: „Singet Gott, der aufsteigt über die Himmel, zum Osten hin (ad orientem)“ (Vulg. Ps 67,34).

Im Buch Ezechiel wird festgehalten: „Die Herrlichkeit des Herrn stieg aus der Mitte der Stadt empor; auf dem Berg im Osten der Stadt blieb sie stehen“ (Ez 11, 23).

Zacharias sprach nach der Geburt von Johannes dem Täufer vom Hl. Geist erfüllt über Jesus vom „oriens ex alto“ vom im Osten „aufgehenden Licht aus der Höhe“ (Lk 1, 78).

Jesus ist dieses Licht und er selbst nennt sich „das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 812). Im Johannesevangelium wird der neugeborene Erlöser mit den Worten beschrieben: „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis ... das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt“ (Joh 14-10).

Das Weihnachtsfest liegt ja nicht umsonst gleich nach der Wintersonnenwende. Es ist der Tag, an dem die Sonne wieder Macht über die Dunkelheit gewinnt. An diesem Tag feierten die Römer das Fest des sol invictus, des unbesiegbaren Sonnengottes. Weihnachten liegt an diesem Tag, weil Christus der wahre unbesiegbare Gott des Lebens ist. Nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen spricht vieles dafür, dass Weihnachten nicht nur aus symbolischen oder taktischen Grün-

den auf diesen Termin gelegt wurde, sondern dass Christus tatsächlich in diesen Tagen geboren worden ist.²¹ Es passt gut zur Menschenfreundlichkeit Gottes, wenn er die irdische Symbolsprache aufgreift, um die Bedeutung Jesu herauszustellen. Dies wird unterstrichen, indem die Weisen „seinen Stern (im Osten) aufgehen“ (in oriente) sahen (Mt 2,2).

Es ist sicherlich auch kein Zufall, wenn Jesus bei Sonnenaufgang auf-erstanden ist und das Dunkel des Todes überwunden hat. Beim Evangelisten Markus heißt es: „sehr früh ... als die Sonne aufging“ (Mk 16,2), bei Matthäus: „als es aufleuchtete zum ersten Wochentag“ (Mt 28,1) und bei Lukas „am ersten Wochentag aber, am frühen Morgen“ (Lk 24,1). Gott nützt deshalb auch bei diesem entscheidenden Ereignis die Sprache der Schöpfung und verstärkt damit die Verkündigung der frohen Botschaft von der Auferstehung. Jeder, der die Osternacht-liturgie von Herzen mitfeiert, erlebt heute noch, wie die aufgehende Sonne das Osterereignis gewaltig unterstreicht.

Die aufgehende Sonne – und damit der Osten – ist ein uraltes Symbol für „Leben, Christus, Gott“ während der Westen das Symbol für den Untergang, „Finsternis, Tod, Teufel, Dämonen“ ist.²² Die alten Kirchen hatten deshalb im Osten ein Fenster, das dann in der Gotik oft riesige Dimensionen einnahm (z. B. in der Klosterkirche von Hauterive in der Schweiz). Die Sonne soll jeden Morgen die Gläubigen an Christus, die wahre Sonne erinnern, der den Tod vernichtet hat. Im Westen dagegen haben die alten Kirchen und Kathedralen vielfach dämonenabwehrende Darstellungen.²³

Immer wenn der Priester bei der hl. Wandlung den Leib Christi hochhält, dann ist für alle in der Kirche Christus, die wahre Sonne, aufgegangen.

Einstimmig sprechen die Kirchenväter von Christus als der „wahren Sonne“.²⁴ Der große abendländische Kirchenvater, der hl. Ambrosius (+ 397) erklärt im „Buch über die Mysterien“ die Tauf liturgie. Da schreibt er: „Du bist eingetreten, um dem Feind zu begegnen und ihm ins Angesicht abzusagen (Hinwendung nach Westen). Dann wandtest du dich nach Osten, denn wer dem Teufel absagt, wendet sich Christus zu und richtet seinen Blick unmittelbar auf ihn.“²⁵

Die aufgehende Sonne, der Osten, ist also ein wesentliches Symbol für den auferstandenen Christus, dem sich der Christ seit der Taufe zuwendet.

In der Hl. Schrift wird dieses Symbol noch fortgeführt: Über das Kommen des Menschensohnes sagt Jesus selbst: „Denn wie der Blitz bis zum Westen hin leuchtet, wenn er vom Osten (ab oriente) aus aufflammt, so wird es bei der Ankunft des Menschensohnes sein“ (Mt 24, 27).

Nach der Himmelfahrt sagten die Engel: „Dieser Jesus, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen“ (Apg 1, 11). Jesus zog am Palmsonntag vom Osten her durch das Osttor (Goldenes Tor) in den Tempel ein.

Durch das Goldene Tor zog im Jahre 628 ganz bewusst Kaiser Herakleios mit der wiedergewonnenen Kreuzreliquie, die die Perser 14 Jahre vorher aus Jerusalem geraubt hatten. Die Kreuzritter öffneten das Goldene Tor nur für die Prozession am Palmsonntag und am Fest Kreuzerhöhung. Nach einer alten Legende wird der Messias bei seiner Wiederkunft dort wieder einziehen.²⁶ Deshalb hätten die Moslems dieses Tor vorsichtshalber zugemauert.

Im Buch Ezechiel lesen wir die prophetischen Worte: „Dann führte er mich zu einem der Tore, dem Tor, das im Osten lag. Da sah ich, wie die Herrlichkeit des Gottes Israel aus dem Osten herankam ... Da fiel ich nieder auf mein Gesicht. Und die Herrlichkeit des Herrn zog in den Tempel ein durch das Tor, das im Osten lag“ (Ez 43, 1-4).

Im Tempel sprengte der Hohepriester das Blut auf die Versöhnungsstätte, nach Osten aus (vgl. Lev 16, 13f).

Lesen wir, was Origenes (+253/254) dazu schreibt: „Dass der Hohepriester das Blut aber nach Osten aussprengt, halte nicht für bedeutungslos! Die Versöhnung kommt aus dem Osten. Denn von dort kommt der Mann, dessen Name Aufgang ist, der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Damit ergeht an dich die Aufforderung, immer nach Osten auszuschaun, wo die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht, wo dir immer neu das Licht geboren wird, damit du niemals im Schatten zu gehen brauchst. Dann wird der Jüngste Tag dich nicht im Finstern überraschen.“²⁷

Wenn der Christ beim Gebet nach Osten schaut, dann kommt damit also zum Ausdruck, dass der Christ von dorthin den Retter erwartet. Es ist die Sehnsucht nach der endgültigen Erlösung bei der Wiederkunft Christi, die den Christen nach Osten ausschauen lässt.

In jeder hl. Messe wird diese Sehnsucht nach der Wandlung bekundet: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit!“ Und im 3. Kanon betet der Priester: „Wir verkünden sein heilbringendes Leiden, seine glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt und erwarten seine Wiederkunft.“ Jesus lehrt uns im Vater unser zu beten: „Dein Reich komme!“

Dass die Erwartung Jesu Christi grundlegend für den christlichen Glauben ist, brauche ich nicht weiter auszuführen und soll deshalb nur mit ein paar Bibelstellen belegt werden: „Seid wie Menschen, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten“ (Lk 12, 35 ff.); „Komm, Herr Jesus!“ (1 Kor 16, 22 und Offb 22, 20 f.). „Seid also wachsam! Denn ihr wisst nicht, an welchem Tag euer Herr kommt“ (Mt 24, 42 ff.). Genau dies aber kommt mit der Gebetsausrichtung nach Osten zum Ausdruck.

Schauen wir noch einmal bei den Kirchenvätern nach, die für die Auslegung der Hl. Schrift eine entscheidende Rolle spielen:

Tertullian spricht in seinem Apologeticum (c 16) im Jahre 197 ganz selbstverständlich davon, dass die Christen „in Richtung der aufgehenden Sonne hin beten“.

Der große abendländische Kirchenvater, der hl. Augustinus meint: „Wenn wir zum Gebet aufstehen, kehren wir uns nach Osten, von wo der Himmel sich erhebt.“ Der hl. Augustinus weiß ganz genau, dass solche Gesten für uns sehr hilfreich sind. Er schreibt nämlich weiter: Wir wenden uns nach Osten „nicht als ob Gott dort wäre und die anderen Weltgegenden verlassen hätte ..., sondern dass der Geist gemahnt werde, zu einer höheren Natur sich zu bekehren, nämlich zu Gott.“²⁸

Es gibt gute Gründe zu der Annahme, dass der Ruf des Priesters „Sursum corda“ (Erhebet die Herzen) eigentlich meint, dass man sich nach Osten wenden soll. In einigen altehrwürdigen orientalischen Liturgien fordert der Diakon wörtlich dazu auf. In der koptischen Basilius-Liturgie ruft er: „Kommst heran, ihr Männer, steht da in Ehr-

furcht und schaut nach Osten!“ Und in der ägyptischen Markus-Liturgie lautet die Aufforderung: „Schauet nach Osten!“²⁹

Besonders schön bringt diese Gedanken der letzte abendländische Kirchenvater auf den Punkt: Der hl. Johannes von Damaskus schreibt: „Bei seiner Himmelfahrt fuhr er nach Osten auf, und so beten ihn die Apostel an, und so wird er wiederkommen, wie sie ihn haben hingehen sehen in den Himmel, wie der Herr selbst sagt: Wie der Blitz ausgeht vom Osten und leuchtet bis zum Westen, so wird auch die Ankunft des Menschensohnes sein. Da wir ihn erwarten, beten wir nach Osten an. Das ist eine ungeschriebene Überlieferung der Apostel.“³⁰

Wenn das eine Überlieferung der Apostel ist – und auch noch andere Fakten sprechen dafür –, dann sollte man der Zelebration zum Herrn hin erst recht allergrößten Respekt zollen.

Das christliche Verständnis für Christus als die wahre Sonne ist sogar in unsere Sprache eingegangen: Im deutschen Wort Ostern steckt das Wort Osten. An Ostern feiern wir den Tag, an dem Christus, das wahre Licht, das Dunkel des Todes überwunden hat.

Das erste Ostern war ein Sonntag. Jeden Sonntag feiern wir daher Ostern. Der Sonntag hat seinen Namen von der Sonne, die den auferstandenen Herrn symbolisiert.

Wenn wir uns nach etwas richten, dann sagen wir: „wir orientieren wir uns“, d. h. heißt wörtlich: wir richten uns nach Osten aus!

Ist es ein Zufall, dass wir heute mit dem Aufgeben der Gebetsostung auch in der religiösen Praxis weitgehend die Orientierung verloren haben? Die Liturgie ist keine Nebensache! Die hl. Messe ist „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“, wie das Konzil lehrt (LG 11). Wenn sich in die Liturgie falsche Auffassungen einschleichen, kommt mit der Zeit das ganze religiöse Leben ins Wanken.

Das Opfer zum Herrn hin

Die hl. Messe ist keine Vorführung, keine Unterhaltung, keine Schulstunde und auch kein bloßes brüderliches Mahl. Sie ist auch nicht nur eine feierliche Andacht, sondern sie ist die Darbringung und Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Jesu Christi. In der hl. Messe wird das erlösende Kreuzesopfer Christi gegenwärtig und für uns wirk-

sam.³¹ Christus ist die Opfergabe und auch „der einzige wirkliche Priester; alle anderen, die im christlichen Gottesdienst eines Amtes walten, sind nur Organe, und sie haben auch keine eigenen Opfer darzubringen, sondern sie können nur immer wieder das eine einmalige Opfer der göttlichen Majestät darbieten, das er dargebracht hat und das er durch ihren Dienst aufs neue darbringt“.³¹ Der Priester tritt also mit dem Opfer Christi vor Gott hin, nicht vor die Gemeinde. Außerdem sollen sich alle Gläubigen zusammen mit dem Priester auf dieses Opfer ausrichten und mithineinnehmen lassen. In einem Opferungslied singen wir z. B.: „Sieh gnädig auf uns nieder, die wir in Demut nahn; nimm uns als Christi Brüder mit ihm zum Opfer an“ (GL 480). In allen Religionen wird das Opfer niemals zu den Mitmenschen hin dargebracht, sondern zu Gott hin, oder was man für Gott hält. Auch im Tempel von Jerusalem stand der opfernde Priester vor dem „Tisch des Herrn“ (Vgl. Mal 1, 12).

Luther hat den Opfercharakter der hl. Messe geleugnet. Daher konnte er leicht für die Abschaffung der Zelebration zum Herrn hin sein.³³

Es ist sicher kein Zufall, dass das Aufkommen der Volksaltäre mit dem Schwinden des Glaubens an den Opfercharakter der hl. Messe zusammenfiel.

Wer nicht an den Opfercharakter der hl. Messe glaubt, wird den Gottesdienst am Hochaltar nicht aushalten.

Heute wird nicht selten die hl. Messe nur noch als ein Gemeinschaftsmahl betrachtet. Spöttisch wird dann der Priester, der zum Herrn hin zelebriert, als einer bezeichnet, der den Leuten den Rücken zukehrt – also eigentlich gemeinschaftsfeindlich sei.

„Ohne Opfertheologie ist die Messe nur eine Versammlung unter vielen anderen, nur eine Gedenkstunde wie hundert andere. Das Wesen der Messe liegt im Opfer.“³⁴

Die Verdrängung oder die Leugnung des Opfercharakters der hl. Messe ist auch unter katholischen Theologen nichts Neues. Dies forderten bereits die extremen Aufklärungstheologen vor 200 Jahren.

Auch sie waren schon dafür, dass der Priester „hinter den Altartisch mit dem Blick zum Volke“³⁵ steht.

Betrachten wir dies näher.

Der philosophische Hintergrund und seine Auswirkungen

Die unchristlichen Lehren einflussreicher Aufklärer des 18. und 19. Jahrhunderts sind heute hochaktuell und machen der Kirche schwer zu schaffen. Die Gottesvorstellung der radikalen Aufklärer ist die des sogenannten Deismus. Besonders die Freimaurerei vertritt bis heute deistische Vorstellungen. Nach der Lehre des Deismus hat Gott zwar die Welt erschaffen, aber sonst kümmert er sich nicht um die Menschen. Der Mensch ist ganz allein auf sich gestellt und muss durch „Aufklärung“ dahin gebracht werden, sein Glück selbst in die Hand zu nehmen. Gebet und Opfer im eigentlichen Sinn sind wertlos.³⁶ „Den Zweck des Gottesdienstes“ erblickte „man fast ausschließlich in der Belehrung und Erbauung der Gläubigen“.³⁷ Aus dem Gottesdienst wird so Menschendienst und aus der Theologie wird Anthropologie. Das ist genau der Kern unserer heutigen Probleme in der Liturgie und in der Kirche insgesamt. Der moderne Mensch tut sich schwer zu glauben, dass Gott in dieser Welt wirkt und uns durch Gebet und die hl. Messe hilft. Wie damals die Aufklärungstheologen, so sehen auch heute wieder viele Christen den Gottesdienst eher als Veranstaltung zur Erbauung der Menschen. Ein Gottesdienst, der nach dieser falschen Auffassung gestaltet wird, erzeugt vielleicht manche schöne Stimmung. Auf Dauer aber wird er fruchtlos und unbefriedigend bleiben, weil er nicht auf Gott baut, der allein uns wirklich aufbauen kann. Wenn Gott nicht mehr der eigentliche Bezugspunkt im Gottesdienst sein darf, wird sein Wirken behindert und damit die Glaubenskrise noch größer. Wer nicht auf Gottes wirkmächtiges Handeln vertraut, wird auch von Gott nichts erhalten.

So ist der aufgeklärte moderne Mensch im Grunde wie ein Kind, das meint, ohne seine Eltern auskommen zu können.

In der berühmten Enzyklika „Pascendi Dominici Gregis“ hat der hl. Papst Pius X. im Jahre 1907 die Ideologie der radikalen Aufklärer als Modernismus verurteilt.

Schon die Aufklärungstheologen vor 200 Jahren waren in ihren Glaubensproblemen konsequent: Wenn Gott das Gebet und Opfer ignoriert und der Mensch auf sich selbst verwiesen ist, dann ist die Hinwendung zu Gott sinnlos und der Volksaltar muss her.³⁸

Beschäftigt man sich mit den liturgischen Anschauungen der Aufklärungstheologen, dann erschrickt man regelrecht, wie weitgehend ihre Ideen heute umgesetzt worden sind.

Es ist wie ein Zeichen für unsere aufgeklärte Zeit, dass sich der Priester beim Gottesdienst nicht mehr Gott, sondern den Menschen zuwendet. In manchen Fällen scheint die deistische Ideologie schon ganz und gar den Gottesdienst zu bestimmen. „Ich bin überzeugt, dass die Kirchenkrise, die wir heute erleben, weitgehend auf dem Zerfall der Liturgie beruht, die mitunter sogar so konzipiert wird ..., dass es in ihr gar nicht mehr darauf ankommt, ob es Gott gibt und ob er uns anredet und erhört ... Dann feiert die Gemeinde nur noch sich selbst.“³⁹

Im Gottesdienst wendet man sich in erster Linie Gott zu und erst am Schluss der hl. Messe werden wir aufgefordert, uns den Menschen zuzuwenden: „Ite, missa est!“ („Geht, ihr seid Gesandte“): Aus der Hinwendung zu Gott haben wir nun Kraft gesammelt, um uns im Alltag den Menschen zuzuwenden! Stattdessen werden die Gemeinschaftsaktivitäten immer mehr in die hl. Messe verlagert. Ohne Gemeinschaftserlebnis ist für viele Christen die hl. Messe nichts mehr wert.

Unter diesen falschen Voraussetzungen wird heute in vielen Gemeinden das, was eigentlich in den Pfarrfamilienabend gehört, in den Gottesdienst verlagert: verdiente Mitarbeiter geehrt und verabschiedet, bei Festen eine schier endlose Zahl von Ehrengästen begrüßt und der Jahresschlussgottesdienst ist eigentlich eine Lobeshymne an ungezählte Mitarbeiter der Pfarrei. Der Gottesdienst verkommt zum feierlichen Rahmen für den Menschendienst.

Konsequent aufklärerisch ist es, wenn immer mehr der Beifall in den Gottesdienst hineingezogen wird. Der Altarraum wird zur Bühne und der Priester oder der Chor zu Leuten, die der Gemeinde etwas dargeboten haben. Aber im rechtverstandenen Gottesdienst gibt es keine Zuschauer, sondern nur Mitwirkende. Beifall ist nach christlichem Gottesdienstverständnis so deplaziert, wie wenn ein Orchester sich selbst den Beifall spenden würde. Kardinal Ratzinger wertete die heutige Klatscherei im Gottesdienst als sicheres Zeichen für den Verfall der Liturgie.

Ganz besonders „erfolgreich“ sind die Aufklärer unserer Tage in der deutschsprachigen Schweiz. Ganz offen und selbstbewusst werden

dort sogar in der Zeitung ihre falschen Ansichten und Ziele werbewirksam verbreitet: So wird z. B. unter der Leitung des „Expriesters“ und jetzigen „Pfarreibeauftragten“ Jakob Breitenmoser die wunderschöne Jugendstilkirche von Neudorf in der Diözese St. Gallen umgestaltet. In fetten großen Lettern schreibt das „St. Galler Tagblatt“ vom 20.10.2001, 40 die eigentlich unglaublich verräterische Überschrift: „Vom Gottes- zum Menschenhaus“. Dann heißt es u. a.: „Die Kirche in Neudorf ist ein Ehrfurcht gebietender Tempel. Die Gemeinde jedoch bräuchte einen Versammlungsraum, der gemeinschaftliche Nähe erleben lässt ... Bei den meisten Kirchen, die vor der Mitte des 20. Jahrhunderts gebaut wurden, ergibt sich daher das Problem, wie ein Andachts- in einen Gemeinschaftsraum verwandelt, wie ein Gottes- zum Menschenhaus werden kann.“ Wie sehr ganze Teile der Kirche im Griff radikaler Aufklärer sind, zeigt sich daran, dass es kaum Widerstand gegen solche Verirrungen gibt.

In Lindau-Aeschach wurde eine Wegekirche ganz bewusst derart umgestaltet, dass der in den Bänken stehende oder auch kniende Gläubige als Bezugspunkt nicht den Altar sondern die Gläubigen gegenüber hat. Will man zum Altar auf der einen oder zum Ambo auf der anderen Seite blicken, muss man sich jeweils unbequem quer zur Bank drehen. In der Festschrift zur Altarweihe am 13. 1. 2002 schreibt Pfarrer Wolfgang Bihler, dass die neugestaltete Kirche dazu „einlädt, ganz bewusst unser Gegenüber wahrzunehmen und in ihm, in seinen Freuden, Sorgen und Nöten Christus selbst zu erkennen: Was ihr dem Geringsten eurer Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan!“ Offenbart sich hier nicht ein ganz und gar aufklärerisches Gottesdienstverständnis? Der Mitmensch steht auch im Gottesdienst im Vordergrund und das Wort Gottes (der Ambo) und Jesus im Sakrament (Altar) sind buchstäblich auf die Seite gestellt. Aber der Mitmensch ist und war noch nie der Bezugspunkt in der Liturgie. Der Gottesdienst dient der Gottesverehrung. In ihm verwirklichen wir das erste Hauptgebot: die Gottesliebe. Und aus der Begegnung mit Gott werden wir gedrängt, das zweite Hauptgebot zu verwirklichen: die Nächstenliebe. Die Nächstenliebe gilt es dann draußen in der Welt, im Alltag, zu leben.

Viele betrachten die Sakramente heute im aufklärerischen Sinn kaum noch als Gnadenmittel Gottes, sondern nur noch als Verschönerung bestimmter Lebensabschnitte. Denken wir an viele Erstkommunion- oder Hochzeitsmessen. Entsprechend sind auch die Gottesdienste ausgerichtet: Mitgestalten, Erbauung, Stimmung, Erfahrung, Gemeinschaft, Bewusstseinsbildung anhand eines Themas usw. sind zentral. Die hl. Messe wird immer öfter zum bloßen stimmungsvollen Rahmen für bestimmte Anlässe. Jeder Pfarrer könnte davon berichten, wie sehr er heute z. B. vor Hochzeitsmessen unter Druck gesetzt wird, dass statt religiöser Lieder auch irgendwelche weltliche Lieblingslieder gesungen bzw. gespielt werden dürfen. Das religiöse Lied ist ein Gebet und wendet sich an Gott, das weltliche Lied wurde geschaffen, um sich an die Menschen und ihre Gefühle zu wenden. Musikdirigenten meinen, wenn ein Musikstück „getragen“ oder sentimental klingt, dann taugt es für den Gottesdienst. Die hl. Messe soll so schön wie möglich gestaltet werden, aber Gott muss der Bezugspunkt bleiben.

Selbst Kirchenkonzerte sollen nach den kirchlichen Vorschriften Gottesdienste sein: „Unsere Kirchen sind Stätten des Gottesdienstes und der Gottesverehrung. Deshalb dürfen in Konzerten nur Werke geistlicher Musik aufgeführt werden (also z. B. keine Sinfonien, Solokonzerte, Kammermusikwerke oder profane Lieder) ... Beifallskundgebungen haben zu unterbleiben ... Größte Sorgfalt ist auf die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten zu legen. Deshalb sollen die Ausführenden möglichst nicht im Altarraum Platz nehmen.“⁴⁰

Eine lebendige Gemeinde wird heute vielfach daran gemessen, wie viele Aktive in der Liturgie am Werk sind. Nach außen – in die Welt hinein – wirken die Christen oft kaum mehr! Wo sind die einst zahlreichen christlichen Lehrer, Ärzte, Journalisten, Richter, Väter und Mütter?

Wäre man bei der Zelebration zum Herrn hin geblieben, wären manche Fehlentwicklungen nicht so leicht möglich gewesen. Am Hochaltar kann man nicht so leicht agieren und moderieren. Es wäre wohl allein schon aus praktischen Gründen keinem Pfarrer eingefallen, beim Erstkommuniongottesdienst die Erstkommunionkinder auf Stühlen um den Altar Platz nehmen zu lassen oder am Gründonnerstag Tische in der Kirche aufzustellen, an denen die Gläubigen in schöner Runde

von Kommunionshelfern die hl. Kommunion empfangen. Wenn das Gemeinschaftserlebnis untereinander so wichtig wird, ist eben auf Dauer selbst der „einsam“ im Altarraum stehende Volksaltar unbefriedigend und man sucht nach „Verbesserungen“.

In diesem Zusammenhang ist die Weisheit des großen französischen Dichters Antoine de Saint Exupéry zu beachten: „Sind wir durch ein gemeinsames Ziel, das außer uns liegt, brüderlich miteinander verbunden, dann erst atmen wir frei, und dann erfahren wir: Liebe besteht nicht darin, dass wir einander anschauen, sondern dass wir gemeinsam in dieselbe Richtung schauen.“⁴¹

Wo man früher schon scheinbar zum Volk hin zelebrierte – wie im Petersdom – da standen große Leuchter und ein großes Kreuz auf dem Altar und behinderten den Blickkontakt zwischen Priester und Volk. Es war unmissverständlich deutlich: Der Bezugspunkt ist Christus; von ihm geht aller Segen aus - nicht vom Können des Priesters und seiner Mitarbeiter!

Gemeinsam unterwegs: die Wegekirche

Die Gemeinschaft in der hl. Messe ist durchaus wichtig. Aber entscheidend ist, was das für eine Gemeinschaft ist. Es ist keine Gemeinschaft um sich oder mit sich selber, wie bei sonst irgendeinem gemeinsamen Fest. Es ist zuerst Gemeinschaft mit Christus und er eint uns und stiftet Gemeinschaft. Kommunion heißt auf deutsch Gemeinschaft, eben Gemeinschaft mit Christus und daraus folgend auch mit seinem Leib, der die Kirche ist.

Man könnte nun sagen: Wir richten uns auf Christus aus, indem wir uns um ihn herum scharen und ihn in unsere Mitte nehmen.

Die Gemeinschaft mit Christus wird uns zwar in der hl. Kommunion tatsächlich geschenkt. Aber noch ist diese Gemeinschaft sakramental verborgen. Die Theologen sagen: Es ist das „Schon-und-noch-nicht“! Denn die Gemeinschaft mit Jesus Christus wird erst ganz vollendet, wenn er wiederkommen wird. Die Gottesdienstgemeinschaft ist also nicht statisch, sondern sie ist unterwegs auf den wiederkommenden Herrn hin: es ist eine Wegegemeinschaft.

Auch in dieser Hinsicht ist es natürlich kein Zufall, dass Jesus die hl. Messe im Rahmen des jüdischen Paschamahles gestiftet hat. Schon das Paschamahl war keine Feier, in der man selbstgenügsam um Gott versammelt war, sondern es musste auf ausdrückliche Anordnung des mosaischen Gesetzes Aufbruchstimmung herrschen: „So aber sollt ihr es essen: Eure Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand. Esst es hastig“ (Ex 12, 11).

Das Paschamahl erinnerte an die Rettung aus der ägyptischen Sklaverei, aus der sie so schnell wie möglich entinnen wollten. Doch bis sie das „Gelobte Land“ erreichten, mussten sie den mühsamen beschwerlichen Weg durch die Wüste machen. Der Weg durch die Wüste ist für uns Christen ein Symbol für unseren Lebensweg zu Christus hin. Die hl. Kommunion stärkt uns unterwegs. Mit dem „Gelobten Land“ ist das wunderbare Ziel unseres Lebensweges gemeint, wo uns Christus erwartet: der Himmel.

In dem neu geschaffenen 3. Messkanon beten wir: „Beschütze deine Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit ...“

Gerade das 2. Vatikanische Konzil hat diesen Gedanken besonders betont, indem es häufig von der „pilgernden Kirche“ spricht (LG 48 ff.). Die Liturgiekonstitution lehrt: „In der irdischen Liturgie nehmen wir vorauskostend an jener himmlischen teil ..., zu der wir pilgernd unterwegs sind“ (SC 8).

Diesen wichtigen theologischen Grundsatz hat man in all den Jahrhunderten in den allermeisten Kirchenbauten verwirklicht. Die Kirchen sind fast alle nicht nur geostet, sondern sie sind „Wegekirchen“; d. h. der Kirchenbau, der Altarraum, die Bänke sind so angeordnet, um auszudrücken: Die Gottesdienstgemeinde ist mit dem Priester an der Spitze unterwegs zum Herrn hin. Man spricht auch oft vom Kirchenschiff. Das Schiff der Kirche fährt nach Osten dem wiederkommenden Herrn entgegen. Alle, Priester und Gläubige, sind in die gleiche Richtung „unterwegs“. Jesus Christus ist unser Ziel, symbolisiert durch die Ostung, einem Bild, einem Kreuz, dem Tabernakel, in dem er sogar nicht nur symbolisch, sondern wirklich gegenwärtig ist.

Die Basilika St. Paul vor den Mauern in Rom hat im Mittelschiff 40 Säulen. Die 40 Säulen bedeuten die 40 Jahre, in denen das Gottesvolk der Juden durch die Wüste zog und nach vielen Drangsalen das „Ge-

lobte Land“ erreichte: Symbol für den Weg der Kirche durch die Schwierigkeiten der Zeit hin zur endgültigen Erlösung. Im Altarraum, in der Apsis, ist in einem riesigen Mosaik Christus dargestellt, der die Gläubigen empfängt. In vielen altchristlichen Kirchen, z. B. in Ravenna, bis hin zu vielen romanischen Kirchen auch bei uns, findet man in der Apsis Christus abgebildet, der die im Gottesdienst auf ihn zugehenden Gläubigen empfängt.

In jeder Wegekirche steht der Priester wie einst Mose an der Spitze des Zuges aller Gläubigen, und alle gehen sinnbildlich dem wiederkommenden Herrn entgegen und halten Ausschau nach ihm.

Und wenn der Priester bei der Wandlung die hl. Kommunion hochhält, erscheint Christus tatsächlich schon hier und jetzt und es wird sakramental das erlebt und vorweggenommen, was bei der Wiederkunft Christi vollendet wird. „Darum ist jede heilige Messe ein Zeichen der kommenden Herrlichkeit“ (Gotteslob S. 365).

„Eucharistie ist ... Eintreten in die himmlische Liturgie ... Der Altar ist gleichsam der Ort des aufgerissenen Himmels; er schließt den Kirchenraum nicht ab, sondern auf – in die ewige Liturgie hinein.“⁴²

Das in der Morgensonne herrlich leuchtende, bunte Ostfenster in gotischen Kirchen oder die prächtigen barocken Hochaltaraufbauten mit den großen Christus- und Heiligendarstellungen über dem Altar sind wie ein Blick in den Himmel, auf den die feiernde Gemeinde erwartungsvoll zugeht.

Feiert nun der Priester in einer Wegekirche die hl. Messe zum Volk hin, wird die gesamte Symbolsprache des Kirchenraumes durcheinander gebracht. Daher wirken auch Volksaltäre in Wegekirchen wie Fremdkörper. Meist erscheinen sie auch wie eine Abriegelung des Altarraumes; der Altarraum hinter dem Volksaltar ist wie abgeschnitten und ohne Bezug zum Kirchenschiff.

Die Menschen spüren das natürlich. Daher versucht man aus gutem Grund die Volksaltäre möglichst klein und transparent zu gestalten. Aber solche Altäre werden dann der Bedeutung eines Altares nicht gerecht und wirken oft belanglos wie ein Bistrotischchen.

In der für die Gestaltung der Liturgie sehr einflussreichen Zeitschrift „Gottesdienst“ sucht man nun seit einigen Jahren intensiv nach Lösungen. Man erkennt, daß der Volksaltar wie eine „Theke“ oder ein

„Trenner“ wirkt und der Priester „gleichsam in Frontstellung zur Gemeinde steht“.⁴³ Erstaunlich offen heißt es: „Nach der Umstellung der Zelebrationsrichtung aber wandelte sich das Miteinander im Ausgerichtet-Sein in das Gegenüber von Zelebrant und versammelter Gemeinde: das ‚Messpublikum‘ sah sich einer Bühne gegenüber, statt Gemeinschaft um den Altar zu erfahren.“⁴⁴ Ein Autor sieht sogar ein, „man kann nicht gegen den Raum feiern“.⁴⁵ Ein anderer meint mit Recht, dass die Zelebration zum Herrn hin „in einzelnen Altbauten ... sinnvoller als manche Behelfslösungen“ sei. Er zitiert dabei den großen Liturgiewissenschaftler Jungmann: „Ablehnung verdient – die Umwandlung des Altares um jeden Preis, ... auch dort, wo der Raum auf einen Hochaltar alter Ordnung hingeordnet ist.“⁴⁶ Bei so viel guter Einsicht würde man nun den Wunsch erwarten, zu der seit zwei Jahrtausenden erprobten apostolischen Tradition zurückzukehren. Aber der Volksaltar ist anscheinend immer noch ein solches „Super-Dogma“, dass diese Zeitschrift nun seinerwegen „neue Raumkonzepte“ vorstellt, die noch brutaler in das Raumgefüge eingreifen: Wie schon lange in manchen protestantischen Kirchen so wird jetzt auch in wunderschönen alten katholischen Wegekirchen der Volksaltar in die Mitte des Kirchenschiffes verlegt, so dass nun die Harmonie zwischen Raum, Einrichtung und Liturgie vollständig zerstört ist.⁴⁷

Eine Kirche ist ein Gesamtkunstwerk und deshalb kann man nicht ungestraft an einem wesentlichen Punkt etwas ganz Neues einbauen, dem dazu noch ein ganz anderes Konzept von Kirchenbau zugrunde liegt. „Der Altar ist als Schwerpunkt des Sinngefüges Kirche notwendig räumlicher Schwerpunkt, das heißt, sein Platz und seine Gestalt sind konstitutiv für die Raumstruktur. Verlagert man seinen Ort, so beeinträchtigt und zerstört man die Raumstruktur, bringt den Raum als Sinngestalt zum Einsturz.“⁴⁸

Die heutige diesbezügliche Verwirrung und unendlich viel Geld wären uns erspart geblieben, wenn man von Anfang an dem hochangesehenen und allgemein anerkannten Liturgiewissenschaftler J. A. Jungmann gefolgt hätte, der 1962 in seinem klassischen Werk „Missarum Sollemnia“ schon fast etwas resignierend geschrieben hat: „Der Grundsatz, dass beim Gebet alle, auch der Zelebrant, in einer Richtung ausschauen sollen, dürfte auch weiterhin für den gleichen Standort des

Zelebranten sprechen, wenigstens dann, wenn man den Gedanken als Grundlage festhalten will, dass die Kirche noch unterwegs ist und Gott nicht endgültig besitzt. Der Grundsatz entspricht auch der im Darbringen enthaltenen Bewegung.“⁴⁹

Der italienische Stararchitekt Portoghesi sagte in einem Interview: „Die Kirchen, die von der Debatte nach dem zweiten Vatikanischen Konzil inspiriert sind, irritieren mich sehr. Das Zweite Vatikanische Konzil hat sicherlich dazu beigetragen, der christlichen Gemeinschaft den Kult näherzubringen. Die Interpretationen, die man daraus für den Kirchenbau gezogen hat, neigen aber sehr dazu, den Kirchenbau zu säkularisieren. Sie wird nicht mehr als ein sakraler Raum verstanden, sondern als ein Versammlungsort der Gemeinschaft. Ich meine aber, dass in der Kirche beide Forderungen eingehalten werden müssen. Man muss nur schauen, wie die christlichen Basiliken entworfen wurden, deren Bautypus am tiefsten an den Kult und die Liturgie gebunden ist. Für sie ist das eschatologische Element, das im Weg vom Eingang zum Altar dargestellt wird, wesentlich. Viele moderne Kirchen sind hingegen für Versammlungen gedacht. Es scheinen Orte zu sein, die entworfen wurden, damit man sich um den Altar versammeln kann, als würde man an einer Show teilnehmen. Die Idee der Transzendenz, das Verständnis der Kirche als Weg zu Gott, ist ausgeschaltet. Es zeichnet sich aber bereits eine Tendenz ab, die diese verkürzende Interpretation der nachkonziliaren Zeit überwindet.“⁵⁰

Die Basilika von Vézelay in Burgund ist einer der Höhepunkte der romanischen Baukunst. In ihr findet man das Symbol des Weges und des Lichtes in Vollendung miteinander verbunden.

Von einem Punkt in der Mitte des Narthex (Eingangshalle) sieht man kein einziges Fenster, von Joch zu Joch steigert sich das Licht bis zum Chorraum, der in strahlendes Licht gehüllt ist. Am Mittelpfeiler des Hauptportals in der Eingangshalle steht groß eine Statue Johannes des Täufers, dessen Lebensaufgabe es war, die Menschen zu Christus zu führen. Zur Zeit der Sommersonnenwende (24. 6. Fest des hl. Johannes des Täufers,) scheint die Sonne durch die Fenster des Kirchenschiffes genau auf den Boden des Mittelganges. Die Lichtflecken wandern dann wie Wegweiser von West nach Ost dem Altarraum zu. Der Gläubige wird aus dem „Schatten des Todes“ zum „im Osten auf-

strahlenden Licht aus der Höhe“ geführt (siehe Lobgesang des Zacharias über die Verheißung der Geburt von Johannes dem Täufer in Lk 1, 68-79).⁵¹

Doch leider ist heute der Lichtweg durch einen großen Volksaltar auf einer Altarinsel abgeriegelt.

Wir erleben zur Zeit in der Kirche wenig Aufbruchstimmung. Statt nach Außen zu wirken, scheint die Kirche mehr mit sich selbst beschäftigt. Man steht sich oft selbst im Weg. Ständig kreisen wir heute in der Kirche um uns selbst. Zölibat, Frauenpriestertum, Mitspracherechte usw. sind stereotyp die Forderungen an die eigene Kirche. Dass der wiederkommende Herr an uns Forderungen hat und es entscheidend ist, im Glaubensleben voranzukommen, wird weitgehend übersehen. Bezeichnend ist es für diese Situation, wenn viele satte Wohlstandschristen kaum noch den auferstandenen und wiederkehrenden Christus wirklich erwarten. Sie sind oft nur noch ausgerichtet auf die vergängliche Welt (Symbol des Westens). Die lebensentscheidende Ausrichtung auf das ewige Leben (Symbol des Ostens) ist in Predigt und Praxis der Kirche zur Randfrage geworden. Ein Lichtblick ist, dass das Problem mehr und mehr auch allgemein erkannt wird. So heißt es im „Anzeiger für die Seelsorge“: „Nicht wenige Verkündiger sind geneigt, die christliche Frohbotschaft – etwa im Sinne der Aufklärung – als praktische Lebenshilfe, unter Vernachlässigung der theologischen Fundamentalbotschaft, auszulegen.“⁵²

Der Volksaltar ist wie ein Zeichen für diese schwere innerkirchliche Krise.

Noch einige soziologische und psychologische Argumente

Nach der hl. Wandlung ruft der Priester „Mysterium fidei“ (Geheimnis des Glaubens). Dass in der hl. Messe ein Wunder geschieht, was unseren Verstand übersteigt, muss für die Sinne erfahrbar werden, sonst können wir es auf die Dauer nur schwer glauben. Aus dieser Erfahrung lehrt eine Volksweisheit: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Der Volksaltar, dazu noch möglichst nahe an die Leute herangerückt, nimmt den Gläubigen allzuleicht die Erfahrung des Mysteriums. Was allen Bli-

cken offen ausgesetzt ist, verliert seinen geheimnisvollen Charakter, wird leicht zu etwas Gewöhnlichem und Alltäglichen.

Man bemerkt das Problem allenthalben. So schrieb der ehemalige protestantische Pastor, Mitbegründer der Gemeinschaft von Taizé und spätere katholische Priester und Mitglied der vatikanischen „Internationalen Theologischen Kommission“ 1996 in der offiziellen Vatikanzeitung, dem *Osservatore Romano*: „Das große Problem der heutigen Liturgie (Abwendung vom Gottesdienst, Langeweile, fehlende Lebendigkeit und Teilnahme) besteht darin, dass die Feier ihre Eigenschaft als Mysterium verloren hat, die den Sinn für Anbetung fördert. Man nimmt teil an einer Inflation von Worten, Erklärungen, Kommentaren, allzu langen und schlecht vorbereiteten Predigten, die kaum Raum lassen zur Besinnung auf das gefeierte Mysterium ... Unter dem Gesichtspunkt einer neuentdeckten Bedeutung des Mysteriums und der Anbetung, spielen die Architektur und die Anordnung der Kultstätten eine außerordentliche Rolle ... Unabhängig von der architektonischen Anordnung der Kirche müssen die zwei folgenden, die Liturgie ergänzenden Aspekte immer berücksichtigt werden: der Dialog des Wortgottesdienstes von Angesicht zu Angesicht und die kontemplative Ausrichtung der eucharistischen Liturgie. Oft spielt sich die ganze Feier wie eine Ansprache und ein Dialog ab, in dem kein Raum mehr für Anbetung, Kontemplation und Stille bleibt. Das ständige ‚Aug-in-Aug‘ der Zelebranten mit den Gläubigen schließt die Gemeinschaft in sich selbst ... Die dringendste Aufgabe, die sich der Liturgie der Kirche heute stellt, ist es, alles so zu ordnen, dass die kontemplative Anbetung Gottes, der sich seinem Volk im Wort und in den Sakramenten offenbart, so weit wie möglich gefördert wird.“⁵² Dieses Anliegen ist wie sein Vermächtnis, denn wenige Tage nach der Veröffentlichung starb er am 15. 8. 1996.

Wenn der Priester am Volksaltar steht, wirkt das allzu leicht so, als ob er nicht mit Gott, sondern mit der Gemeinde spreche. Oder es entsteht unbewusst der Eindruck, dass da einer wie ein Verkäufer den Zuschauern etwas vorführt oder anbietet. Ganz unbedarft, aber vielsagend sieht es der Lieblingsschauspieler der Italiener, Alberto Sordi: „Heute ist alles anders ... der Priester ist den Gläubigen zugewandt, so als

stünde er vor seinem Publikum ... wer weiß, vielleicht habe ich sie ja auf die Idee gebracht?“ (30 Tage, 2000, Nr. 1, 50).

Tatsächlich wird der Priester am Volksaltar leicht dazu verleitet, gewissermaßen in ständigen Kurzpredigten die Gemeinde anzusprechen und etwas zu erklären. „Wer sich mit einer Versammlung konfrontiert sieht, fühlt sich unwillkürlich herausgefordert, etwas zu sagen. Weil sich alle Blicke erwartungsvoll auf ihn richten, wird für ihn Stille unerträglich, weil er das Gefühl hat, er bliebe den anderen etwas schuldig.“⁵⁴ Der Gottesdienst erscheint heute nicht selten wie eine langweilige Schulstunde mit endlosem Wortschwall.

Der Priester müsste sich manchmal fragen, ob er mit seinem Gebet der Gemeinde oder wirklich Gott etwas sagen will.

Welcher Priester am Volksaltar hat sich nicht schon dabei ertappt, dass er die Leute beobachtet, irgend jemanden mit seinen Blicken sucht oder sich über diesen oder jenen „Störer“ ärgert und sich einfach ablenken lässt.

Aber das gilt auch umgekehrt. Unwillkürlich beobachten die Gläubigen den Priester mit all seinen Eigenheiten.

Der Psychoanalytiker und Professor für Soziologie Alfred Lorenzer entlarvt diese Fehlentwicklung schonungslos: „Hinter dem leeren Altartisch steht der Priester, der sich in diesem Kontext mit seiner sakralen Kleidung absurd ausnimmt, da er ja nicht mehr in symbolischer Distanz als Stellvertreter vor der Gemeinde einen mystischen Dialog mit einem transzendenten Wesen aufnimmt, sondern als Dialogpartner der Gemeinde figuriert ... Nichts vom Tun und Lassen des Zelebranten bleibt dem Zuschauer verborgen. Ausdrücklich im Gegensatz zur ostkirchlichen Diskretion, die das sakrale Handeln verbirgt, überrundet die neue Liturgie selbst die reformatorische Nüchternheit durch Veralltäglichsung des Sakramentalen ... Das Schaubild rückt das Geschehen den Arrangements von Fernsehköchen näher als den liturgischen Formen der reformierten Kirchen ... Man sieht wie ein Mann, umständlich, die sperrige Hostie bricht, wie er sie in den Mund schiebt. Man wird Zeuge der nicht immer schönen privaten Kau- gewohnheiten, der Eigentümlichkeiten, das trockene Brot hinunterzu- spülen, der Technik, den Kelch sauber zu schwenken und der mehr oder weniger geschickten, mehr oder weniger ungeschickten Art, ihn

abzutrocknen. Kurzum, die Reform hat das Kunstwerk „Ritual“ von Grund auf zerschlagen und dadurch die Liturgie voll ideologisiert: als Lehrveranstaltung mit didaktisch eingerichteten, curricular gegliederten Texten.“⁵⁵

Die Person des Priesters mit all ihren Eigenheiten und liturgischen Eigenmächtigkeiten tritt heute nicht selten so stark in den Vordergrund, dass es die einen Gläubigen bei deren Gottesdiensten schier nicht mehr aushalten, während die anderen gerade diesen Zelebranten besonders „toll“ finden.

Man sucht heute im Geistlichen oft nicht mehr den Priester, sondern einen Mann mit seiner ganz bestimmten persönlichen Fähigkeit und Ausstrahlung. Das führt dazu, dass der Zelebrant wichtiger wird als die hl. Messe selbst. Die Gemeinschaft mit dem Ortspfarrer ist dann für manche Liturgieausschüsse so wichtig, dass sie bei Abwesenheit des Pfarrers lieber nur einen Wortgottesdienst feiern, als dass ein fremder Priester „eingeflogen“ wird. Eine ganze Reihe von Gläubigen geht heute nicht in die Sonntagsmesse, wenn z. B. ein alter oder ausländischer Priester die hl. Messe feiert. Der Volksaltar ist nicht unschuldig an dieser Entwicklung. Er stellt den Priester zu sehr in den Blickpunkt.

Rätselhaft ist, warum der Volksaltar ausgerechnet im Zeitalter der Ökumene eingeführt worden ist. Denn der Volksaltar verbindet uns nicht mit den anderen Konfessionen, sondern er trennt uns eher. Nicht nur die meisten protestantischen Kirchen, sondern vor allem die orthodoxen Kirchen kennen keine Volksaltäre.

Früher achteten die Priester aus Ehrfurcht streng darauf, dem Allerheiligsten nicht den Rücken zuzukehren. Heute steht der Geistliche am Volksaltar in vielen Kirchen zwangsläufig mit dem Rücken zum Tabernakel. Man hat sich längst daran gewöhnt und fast niemand denkt sich noch etwas dabei. Viele Priester haben sogar ihren Sitz direkt vor dem Tabernakel, manchmal noch über den Volksaltar erhöht, so als ob sie nun die Verehrungswürdigen wären. Wie sollen wir glauben können, dass Christus wirklich unter der Gestalt des Brotes im Tabernakel gegenwärtig ist und für uns das „Allerheiligste“ ist, wenn man ihm dauernd unbeachtet den Rücken zukehrt. Manche spürten das und haben den Tabernakel auf einen Seitenaltar verlegt. Aber es ist unbefrie-

digend, wenn ausgerechnet das Allerheiligste auf die Seite gestellt wird. Jahrhundertlang hat man dem Allerheiligsten größte Ehrfurcht erwiesen. Warum gilt das nicht mehr?

In Bezug auf den Volksaltar haben wohl viele die Macht der Symbole unterschätzt. Symbole sind keine Nebensache. Sie prägen uns Menschen auf Schritt und Tritt. Denken wir nur an die Werbung.

Ehrfurcht kann nur durch symbolische Gesten zum Ausdruck gebracht werden. Wo diese schwinden, schwindet auch die Ehrfurcht. Es ist kein Wunder, dass das Wort Ehrfurcht ein Fremdwort geworden ist.

Es wurde auch viel zu wenig beachtet, wie vorsichtig man bei Veränderungen sein muss. Gerade hinter der Liturgie steckt eine durch Jahrhunderte erprobte Erfahrung. Leicht entsteht eine sinnlose Neuerungs-sucht und ein geradezu zerstörerisches Klima. Nicht ohne Grund schrieb der große Theologe, der hl. Thomas von Aquin: „Bei der Einführung von Neuerungen muss der Nutzen offenkundig sein, erst dann darf man von einem Rechtszustand abweichen, der lange Zeit als angemessen erschienen ist“ (S. th. 1- 2 q. 97 a. 2 Resp.). Schon der große griechische Philosoph Platon kannte die Psyche der Menschen, wenn er feststellte: „Die Veränderung ist von allen Dingen das bei weitem verderblichste, es sei denn, es lägen Missstände vor“ (Gesetze 797 d 9).

Die Konzilsväter legten daher fest, dass die überlieferten Riten „wo es nötig ist ... gemäß dem Geist gesunder Überlieferung behutsam überprüft werden“ müssen (SC 4). Es ist vielsagend, dass in der halb-offiziellen deutschen Übersetzung ausgerechnet dieses so entscheidende Wort „behutsam“ (lat. “caute”) fehlt (LThK 12,17).

Ausblick

Die Gebetsrichtung bei der hl. Messe ist sicher nicht das Allerwichtigste aber auch keine Nebensache. Man darf auch nicht meinen, mit der Beseitigung der Volksaltäre wären alle Probleme der gegenwärtigen Kirche gelöst.

Aber der Volksaltar ist wie ein Symbol oder wie ein Brennpunkt für die Krisenerscheinungen unserer Kirche. Erzbischof Eder von Salzburg schreibt: „Der eigentliche Bruch bestand natürlich in der Um-

drehung des Altares. Wenn ich mich um 180° drehe, so ist rechts und links vertauscht. Der Mensch steht dann in der Mitte, nicht mehr Gott. Die selbst produzierten liturgischen Texte zeigen das rundum. Das kann nicht gut gehen ... Der Sinn und das Ziel des Menschen liegen nicht in ihm, sondern darüber. Wenn man das nicht mehr weiß, verliert der Mensch seinen eigentlichen Wert. Der Wert des Menschenlebens war nie so gering wie heute. ‚Genug vom Menschen geredet. Es ist Zeit an Gott zu denken!‘ (Andrej Sinjaroske, er war sieben Jahre im Gulag)“ (Der Fels, 8-9, S. 240).

Nicht nur in der Liturgie, sondern im gesamten christlichen Leben müssen wir uns wieder neu zum Herrn hin wenden. Das erste Gebot muss in Theologie und Praxis wieder an erster Stelle stehen. Wenn sich alle Christen in ihrem Leben voll und ganz auf Gott ausrichten, dann wird die Kirche neu aufblühen.

Dabei spielt aber die rechte Feier der heiligen Liturgie die entscheidende Rolle. Denn „die Liturgie ist der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (SC 10).

Der zweithöchste Mann der Kirche, Kardinal Ratzinger, rät: „Deswegen sollte man die apostolische Tradition der Ostung im Kirchenbau wie im Vollzug der Liturgie unbedingt wieder aufgreifen, wo immer es möglich ist ... Wo die direkte gemeinsame Zuwendung zum Osten nicht möglich ist, kann das Kreuz als der innere Osten des Glaubens dienen. Es sollte in der Mitte des Altares stehen und der gemeinsame Blickpunkt für den Priester und für die betende Gemeinde sein ... Zu den wahrhaft absurden Erscheinungen der letzten Jahrzehnte zähle ich es, dass man das Kreuz auf die Seite stellt, um den Blick für den Priester freizugeben. Stört das Kreuz bei der Eucharistie? Ist der Priester wichtiger als der Herr? Diesen Irrtum sollte man so schnell wie möglich korrigieren; das geht ohne neuerliche Umbauten. Der Herr ist der Bezugspunkt.“⁵⁶

Kardinal Ratzinger nennt den hochgelehrten und leider viel zu früh verstorbenen Monsignore DDr. Klaus Gamber eine Wissenschaftler, der „in dieser Stunde der Not ‚Vater‘ eines neuen Aufbruches werden“⁵⁷ könnte. Gamber schrieb schon 1986 in einem Leserbrief: „Erst die Rückkehr zur Zelebration am bisherigen Hochaltar wird wieder

eine Wende im Meß- und Eucharistieverständnis bringen, nämlich der Messe als Akt der Anbetung und Verehrung Gottes, des Dankes für seine Wohltaten und der mystischen Darstellung des Kreuzesopfers des Herrn“ (DT, 26. 6. 1986, 9).

Jüngst traf Kardinal Ratzinger mit führenden Liturgiewissenschaftlern des deutschsprachigen Raumes zusammen. Man war sich einig, „dass tatsächlich ein Verlust des Wesentlichen in katholischen Gottesdiensten zu beklagen sei“. Über eine „behutsame Reform der Reform“ werde nachgedacht.⁵⁸

Der Liturgieprofessor der Katholischen Theologischen Fakultät der Universität Bonn, Albert Gerhards, veröffentlichte vor kurzem einen aufschlussreichen, ungewöhnlich sachlichen Artikel über die Zelebrationsrichtung, in dem er großes Verständnis für die Feier der hl. Messe zum Herrn hin zeigt. Er erwähnt dabei einen Architekten, der die u-förmige Anordnung der Gläubigen um den Altar vorschlägt.⁵⁹ Der Priester schaut dabei in Richtung der offenen Seite der U-Form auf ein Kreuz. Es ist ein Fortschritt, dass immerhin wieder die eschatologische Dimension der Liturgie (die Ausrichtung auf den wiederkommenden Christus) gesucht wird. Wenn diese Lösung vielleicht auch in die Raumgestalt einer modernen Kirche passen würde, so sind doch die Gläubigen an den Längsseiten gegenseitig aufeinander ausgerichtet, was nur ablenkt. Was tut man nicht alles, um nicht auf die einfachste Lösung zu kommen, die sich dazu bereits seit 2000 Jahren bewährt hat?

Trotzdem: ein Umdenken ist zur Zeit unverkennbar und gibt Anlass zur Hoffnung.

Selbst in der liberalen „Süddeutsche Zeitung“ findet man inzwischen schon folgende Erkenntnis: „Man muss kein großer Kirchgänger sein, um zu staunen über das, was da oft sonntags von religiös beschwingten Gurkengruppen am Altar und um ihn herum geleistet wird. Vor lauter Selbstfeier kann man den aus dem Blick verlieren, dem die Begeisterung eigentlich gelten soll. Wer das ist? Aber dass es Gott ist, das zu sagen, kann sie schon riskieren. Früher wusste man das und hat ihm dadurch Rechnung getragen, dass die Gemeinde und Priester gemeinsam in eine Richtung sahen: nach Osten, Gottes angestammtem liturgischem Ort. Kaum war das Konzil vorbei, kam über die Kirche ... eine

demokratische Verwirrung, die den bisher völlig unbescholtenen Rücken des Pfarrers in den Verdacht brachte, ein Instrument der Volksferne und unchristlichen Überhebung zu sein. Seitdem sieht man sich ins Gesicht, doch an Zeichenhaftigkeit hat die Liturgie so viel eingebüßt, wie sie, zugegebenermaßen, an Leutseligkeit hinzugewann“ (Kolumne „Streiflicht“, 25. 9. 2003).

David Berger schreibt am Ende einer Analyse eines neuen Buches über die Gebetsrichtung⁶⁰:

„Die Tage des Volksaltars scheinen gezählt zu sein“ (DT, 14. 8. 2003).

¹ Kardinal Ratzinger prägte diesen Begriff im Hinblick auf das 2. Vat. Konzil, das viele gegen die Tradition ausspielen und zu einem „Super-Dogma“ machen, obwohl es kein einziges Dogma verkündete. „Was bisher als überaus heilig galt ... wird plötzlich zum Verbotenen aller Dinge, wird zu etwas, was man getrost unterdrücken darf.“ (zitiert bei E. De Saverthem, Zum Motuproprio „Ecclesia Dei Adflicta“ in: Theologisches 10, 1988, 615 ff).

² Klaus Gamber, Zum Herrn hin, Regensburg 1987, 7 und 19.

³ ebd. 24.

⁴ Albert Vierbach, Die liturgischen Anschauungen des Vitus Anton Winter, München, 1929, 149.

⁵ vgl. Gamber, 28 f.

⁶ Josef Kardinal Wendel (Hg.), Statio Orbis, Eucharistischer Weltkongress 1960 in München, Bd. I, 107 und im Umschlag von Bd. II wird der „Figaro“, Paris zitiert: Man kann sagen, dass der Eucharistische Weltkongress „ein tiefbewegendes Vorspiel für das nächste Konzil war“.

⁷ Ernst Tewes, Der Aufbau der Gemeinde vom Altar her, in: ebd. Bd. I, 135.

⁸ ebd. Bd. I, Foto Nr. 12 und Nr. 36.

⁹ Römisches Messbuch, Allgemeine Einführung, 262.

¹⁰ Römisches Messbuch, z. B. 472 und 484.

¹¹ Sonntagszeitung der Diözese Augsburg, 5./6. 2. 1994, 14, Leserbriefe: „Schlechte Altarlösung“, „Kirchen als Museum“ und vom 2./3. 4. 1994, 14, Leserbriefe: „Linke Tour“, „Vorkonziliare Ideen“.

¹² Josef Kardinal Ratzinger, Der Geist der Liturgie, Freiburg 2000, 68.

¹³ ebd. 67 und Gamber, 36 f.

¹⁴ ders., Ein neues Lied für den Herrn. Christusglaube und Liturgie in der Gegenwart, Freiburg 1995, 171.

¹⁵ Kurt Koch, Eucharistie als Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens, in Anzeiger für die Seelsorge, 5, 1997, 239 ff., 242.

- ¹⁶ Ratzinger, 65 ff. besonders 69.
- ¹⁷ Moshe Hayoun, Unsere Gebete sprechen wir in Richtung Jerusalem, in: DT, 13. 5. 1989, 17.
- ¹⁸ Ratzinger, 41.
- ¹⁹ M. Wallraff, die Ursprünge der christlichen Gebetsostung, in: ZKG 11, 2000, 169-184, 183; zitiert in dem Artikel von Albert Gerhards, Versus orientem- versus populum, in: Theologische Revue 2002, Nr. 1, 17.
- ²⁰ Dorothea Forstner, Neues Lexikon christlicher Symbole, Innsbruck 1991, 345
- ²¹ Ratzinger, 92 ff. und 30 Tage, 1997, Nr. 12, 25 (nach einem Kalender der Sekte von Qumran hatte die Priesterklasse Abija, zu der Zacharias gehörte, etwa in der letzten Septemberwoche ihren Dienst. Daraus lässt sich dann leicht die Geburt Johannes des Täufers auf etwa den 25. 6. und damit die Geburt Jesu 6 Monate später errechnen).
- ²² Heinrich und Margarethe Schmidt, Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst, München 1982, 331 f.
- ²³ Forstner, 345.
- ²⁴ ebd., 346.
- ²⁵ Ambrosius (+397), Buch über die Mysterien, in: Brevier, LI, 6, 135.
- ²⁶ vgl. Erhard Gorys, Das Heilige Land, Du Mont Kunst-Reiseführer, 112.
- ²⁷ Origenes, Aus der Auslegung zum Buch Levitikus, in: Brevier L I, 2, 126.
- ²⁸ Augustinus, De sermone in monte II 18 (PL 34, 1277).
- ²⁹ Klaus Gamber, Der sogenannte Volksaltar in liturgiegeschichtlicher und soziologischer Sicht, in: Una Voce Korrespondenz, 1974, 1, 23 ff.
- ³⁰ Johannes von Damaskus, De fide orth. IV, 12 (zitiert nach Dölger, Sol salutis 176 f.).
- ³¹ vgl. Katechismus der Katholischen Kirche, Nr. 1356 - 1381.
- ³² Josef Andreas Jungmann, Die liturgische Feier, Regensburg 1961, 30ff.
- ³³ Gamber, 56 ff.
- ³⁴ Theodor Schnitzler, Was die Messe bedeutet, Freiburg 1976, 36.
- ³⁵ Vierbach, 149.
- ³⁶ vgl. ebd. 45 ff. und 79 ff.
- ³⁷ ebd, 15 ff. und 148.
- ³⁸ ebd. 149.
- ³⁹ Josef Kardinal Ratzinger, Aus meinem Leben, Stuttgart 1998, 174.
- ⁴⁰ Amtsblatt der Diözese Augsburg, 1988, 528 f. (auf Grund eines Schreibens der römischen Gottesdienstkongregation vom 5. 11. 1987 über „Konzerte in Kirchen“).
- ⁴¹ Antoine de Saint-Exupéry, Worte wie Sterne, Freiburg 1984, 100.
- ⁴² Ratzinger, 62 f.
- ⁴³ Gottesdienst, 1999, Nr. 8, 60 bzw. 1998, Nr. 15/16, 117.
- ⁴⁴ ebd., 1999, Nr. 9, 66.
- ⁴⁵ ebd. 1998, Nr. 15/16, 117.

- ⁴⁶ ebd. 1999, Nr. 8, 60.
- ⁴⁷ ebd. 1998, Nr. 15/16, 117 - 121 oder ebd. 1999, Nr. 7, 52 f.
- ⁴⁸ Andreas Jungmann, *Missarum Sollemnia I*, Wien 1962, 333.
- ⁴⁹ Alfred Lorenzer, *Das Konzil der Buchhalter, Die Zerstörung der Sinnlichkeit*, Frankfurt 1988, 200; (vgl. schon ab Seite 197).
- ⁵⁰ *30 Tage*, 1995, Nr. 6, 23.
- ⁵¹ Führer Vézelay, Basilika Sainte Madeleine, Villeurbanne, 1999, 12 und: Du Mont Kunstseiseführer, Burgund, Vézelay, der erleuchtete Hügel, 219.
- ⁵² Paul M. Miller, *Wohin ist Gott? Vergisst die christliche Verkündigung ihren Grundbezug?*, in: *Anzeiger für die Seelsorge*, Nr. 7/8, 2001, 49 - 51, 49.
- ⁵³ Max Thurian, *Die Liturgie als Kontemplation des Mysteriums*, in: *OR*, 9. 8. 1996, 6 f.
- ⁵⁴ Eduard Nagel, *Neue Raumkonzepte*, in: *Gottesdienst*, 1998, Nr.15/16, 117.
- ⁵⁵ Lorenzer, 191 f.
- ⁵⁶ Ratzinger, 61-73.
- ⁵⁷ Ratzinger, *Geleitwort in dem Gedenkband für Klaus Gamber „Simandron – Der Wachklopfer“*, in: *Der Fels*, Mai 1990, 153 f.
- ⁵⁸ Eine „behutsame Reform der Reform“, in: *Die Tagespost*, 31. 3. 2001, 5.
- ⁵⁹ Albert Gerhards, *Versus orientem - versus populum*, in: *Klerusblatt*, 7/2002, 151 oder in : *Theologische Revue*, 1/2002, 22.
- ⁶⁰ Lang Uwe Michael, *Conversi ad Dominum, Zur Geschichte und Theologie der christlichen Gebetsrichtung*, Einsiedeln 2003.